

BERICHT ÜBER DAS WORKCAMP NYANG'OMA



24. September 2005, kurz nach Mitternacht. Mit fast einer Stunde Verspätung verlässt die Swiss Air Maschine Richtung Zürich den Flughafen Nairobi. An Bord sind zwei Kolping-Workcamp-Gruppen, die in den letzten vier Wochen gelernt haben, die Welt mit anderen Augen zu sehen. Dass sich der Rückflug wegen eines Triebwerkschadens um eine Stunde verzögert hatte, stört niemanden mehr, ebenso wenig die Tatsache, dass die Flugzeugreparatur durchgeführt wurde, während

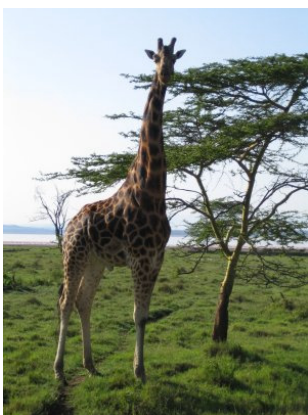
die Passagiere in der Maschine saßen. In Deutschland hätte man sich vielleicht aufgeregt, aber doch nicht in Kenia.

Vor vier Wochen hatten wir - neun Leute, die am Workcamp Nyang'oma im Westen Kenias teilnahmen - uns am Flughafen in Frankfurt getroffen, mit viel Gepäck und ebensoviel Nervosität, schließlich wusste niemand so genau, worauf er sich da eingelassen hatte.

Dass es ein Abenteuer wird, war allerdings schon kurz nach unserer Ankunft in Nairobi klar. Dort erleben wir als erstes den Busbahnhof bei Nacht, an dem wir acht Mädels kurzerhand alleine abgestellt werden, während unser Gruppenleiter und männlicher Begleiter



zusammen mit dem Mitarbeiter des Kolpingwerks, der uns vom Flughafen abgeholt hatte, Bustickets für unsere Weiterreise am nächsten Tag kauft. Acht weiße Frauen, mit ihrem gesamten Reisegepäck mitten im Nachtleben von Nairobi – einen Moment lang war es fast schon etwas unheimlich.



Am nächsten Tag sitzen wir dann in einem öffentlichen Reisebus, der uns von Nairobi aus Richtung Viktoriasee fährt. Unsere Plätze sind ganz hinten im Bus, und das ist vielleicht auch gut so, da wir auf diese Weise vom Fahrstil auf Kenias Straßen nicht so viel mitbekommen. Eigentlich gilt in Kenia Linksfahrgebot, aber auf Grund der schlechten Straßenverhältnisse fährt man in der Realität immer dort, wo die Straße am besten ist. Das bedeutet auch, dass entgegenkommende Fahrzeuge frontal aufeinander zufahren und erst in letzter Minute ausweichen.

Immer, wenn der Bus durch ein Dorf fährt, tauchen links und rechts an den Fensterscheiben unzählige Straßenhändler auf, von denen man geröstete Maiskolben, Tomaten, Nüsse, Karotten, Kartoffeln oder Getränke kaufen kann. Hin und wieder fahren sogar Händler ein Stück mit und steigen später, wenn sie ihre Waren verkauft haben, irgendwo wieder aus. Überhaupt hält der Bus im Grunde überall dort, wo jemand aus- oder einsteigen will.



Aber auch dieses letzte Wegstück soll nicht unspektakulär verlaufen. Nach nur einer Stunde Fahrt in Richtung unseres Projektortes bleibt der Schulbus, mit dem wir abgeholt wurden, liegen. Die Motorhaube wird aufgeklappt, Fahrer und Beifahrer kucken einige Zeit interessiert hinein und entscheiden schließlich, man müsse aus dem nächsten Dorf einen Mechaniker holen. Der kommt dann auch und nach etwa

eineinhalb Stunden ist unser Bus wieder flott und wir setzen unsere Fahrt fort. Je näher wir dem Ziel kommen, desto öfter hält der Bus an und lädt Leute ein. In Kenia nimmt man eigentlich immer irgendjemanden irgendwohin mit, wenn man über das Privileg verfügt, mit einem motorisierten Fahrzeug unterwegs zu sein.



Auf der Missionsstation werden wir dann sehr herzlich empfangen. Die Ordensschwestern haben für uns ein Essen vorbereitet, bestehend aus Fleisch, Fisch, Huhn, Mais, Reis, Kraut, Tomaten und leckeren Früchten zum Nachtisch. Danach stellen wir uns der Reihe nach unseren Gastgebern vor und singen am Ende gemeinsam ein Lied für sie, worüber sich alle sehr freuen.

In den nächsten Tagen lernen wir in einer Art Crashkurs, wie man ohne fließendes Wasser, ohne Supermarkt und regelmäßig auch ohne Strom zurecht kommt. Dafür haben wir ein Plumpsklo im Garten, das aus einem betonierten Loch im Boden besteht und jede Menge Kleintiere, die uns Gesellschaft leisten.



In ersten Gesprächen wird schnell klar: das Problem hier heißt Wasser, Wasser und wieder Wasser. Auch wir verbringen jeden Tag Zeit mit der Beschaffung und Aufbereitung von Wasser; mit Filtern, Abkochen und chemischer Reinigung. Und bei alledem ist uns stets bewusst, dass wir noch das Privileg genießen, das Wasser von den Ordensbrüdern, in deren Gästehaus wir wohnen, in einen Tank vor unserem Haus gefüllt zu bekommen. Alle

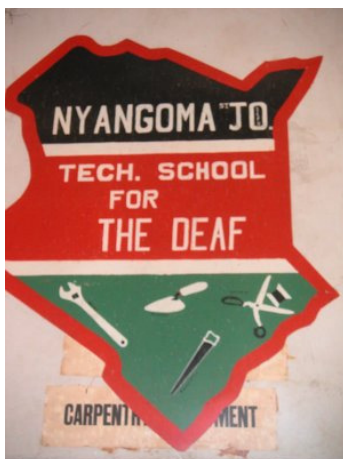
anderen Bewohner der Missionsstation tragen ihr Wasser in Kanistern nach Hause, die sie am vier Kilometer entfernten Viktoriasee auffüllen. Transportiert werden die 20-Liter-Kanister voller Seewasser dann entweder auf dem Gepäckträger von Fahrrädern, auf Eseln, wobei so ein Tier schon mal vier Kanister tragen muss, oder – was uns am Meisten beeindruckt - auf dem Kopf.





Die erste Woche verbringen wir fast komplett mit dem Streichen von Klassenzimmern in der Primary School. Auch hier stellen wir schnell fest, dass Wände streichen auf afrikanisch etwas anders funktioniert, als bei uns zu Hause. Der oberste Grundsatz bei der Arbeit lautet „pole pole“, was frei übersetzt soviel heißt, wie „bloß keinen Stress aufkommen lassen“. Und so

bringen uns einheimische Jugendliche während der Arbeit kenianische Lieder bei und erzählen uns viel über die Lebensumstände der Leute vor Ort. Viele der Jugendlichen haben bereits Eltern oder Großeltern verloren, der Tod gehört in Kenia irgendwie zum alltäglichen Leben dazu. Uns mutet die Frage, ob unsere Eltern noch leben, anfangs eigenartig an, aber schnell stellen wir fest, dass die Lebenserwartung in unserem Gastland so gering ist, dass es manche Kinder fast schon als normal empfinden, ohne Eltern aufzuwachsen.



Nach Abschluss der Streicharbeiten, haben wir die Möglichkeit, in den Schulen, dem Waisenhaus oder der Krankenstation mitzuarbeiten. In der Primary School und der Gehörlosenschule bekommen wir einen Einblick in die kenianischen Unterrichtsmethoden, die deutlich strenger sind, als bei uns zu Hause. So müssen die Schüler nicht nur auswendig gelernte Antworten aufsagen, sie werden sogar vor unseren Augen mit dem Rohrstock geschlagen. Auf unsere Anregung, Schüler ohne körperliche Züchtigung zu bestrafen, reagieren die Lehrer mit Unverständnis. Nachdem wir einige Unterrichtsstunden beobachtet haben, dürfen wir auch selbst tätig werden und so unterrichten wir

meist zu zweit Mathematik, Englisch und Gemeinschaftskunde in der Primary School und einige aus der Gruppe bringen den Kindern im Gehörlosen-Kindergarten einige elementare Zeichen in Gebärdensprache bei. Hier werden wir auch Zeuge wirklich kreativer Lernmethoden, wie dem Einstudieren eines rhythmischen Tanzes, bei dem sich die gehörlosen Kinder nach dem Trommelrhythmus, den sie über den Boden spüren können, bewegen.





Schnell werden wir auch zu einheimischen Familien nach Hause eingeladen und nach anfänglicher Zurückhaltung probieren wir am Ende unseres Aufenthaltes nahezu alles, was für uns gekocht wird. Abgerundet wird die Gastfreundschaft durch eine Einladung zu einem Familienfest bei Verwandten eines Mitarbeiters der Missionsstation. Wir wohnen einer Zeremonie bei, die mit einem Gottesdienst eröffnet wird und mit einem Festmahl für das gesamte Dorf endet.

Auch die Gottesdienste in der Kirche der Missionsstation waren völlig anders als in Deutschland. In Kenia tanzen bei jedem Lied Mädchen in ihren Sonntagskleidern durch die Kirche und es ist üblich, den Rhythmus der Lieder mitzuklatschen oder die Hände in die Höhe zu strecken und sie im Takt zu wiegen.

Die immense Gastfreundschaft, die uns von den Menschen vor Ort entgegengebracht wurde, macht unseren Abschied dann doppelt so schwer. Mit nach Hause nimmt man viele unvergessliche Eindrücke, aber auch Bewunderung für die Menschen, die unter weit widrigeren Lebensumständen, als wir sie in Europa kennen, ihren Alltag meistern und dabei nicht aufhören, positiv zu denken.



Alexandra Vogel (Teilnehmerin 2005)